

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Kein Grund / Zu Hilfe! / Hitler spielt auf! / Hilfe überflüssig / Postkarte genügt

Nachdruck verboten.

Preis 60 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

Nr. 28

15. FEBRUAR 1928

II. JAHR

KEIN GRUND

Staatsanwaltschaft Wien I

St. I 1520/27

Herrn

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn

Stübing bei Graz.

Die Staatsanwaltschaft Wien I findet keinen Grund zur Verfolgung des Adolf Innerkofler u. N. N. wegen Verbr. der Religionsstörung aus Anlaß der von Ihnen gegen dieselben eingebrachten Anzeige.

Hievon werden Sie gemäß § 48. Zahl 1 STPO. verständigt.

Staatsanwaltschaft Wien I, am 16. I. 1928.

Unterschrift unleserlich.

Man kann sich vorstellen, wie sie ihn Tag und Nacht gesucht haben werden, den Grund, ohne ihn finden zu können! Pech.

Innerkofler war inzwischen nicht müßig und fungierte während des Suchens bei derselben Staatsanwaltschaft Wien I als Zeuge in einem der Geschworenenprozesse gegen „Juliverbrecher“:

Im Verlaufe der gestrigen Zeugeneinvernahme wurde auch Pater Innerkofler verhört. Er berichtet, daß er am 15. Juli am Fenster seiner Wohnung gegenüber der Paulanerkirche gestanden sei und plötzlich aus der unten angesammelten Menge den Ruf vernommen habe: „Das war heute nur die Generalprobe!“ Später hörte er, wie jemand sagte: „Ich stell' mich jetzt hinter die Ecken und pleder eins um!“ Um ungefähr $\frac{1}{4}$ 10 Uhr fielen in der Paulanergasse Schüsse. Der Kirchendiener wollte, daß ich das Zimmer verlasse und das Licht auslösche. Ich tat es jedoch nicht, sondern machte über die Vorgänge Eintragungen in mein Tagebuch.

Als ich am nächsten Tage zur Beichte in die Kirche ging, wurde der Gehsteig an der Kirchenecke gerade von den Blutspuren gereinigt.

Hier fanden aber wieder die Geschworenen keinen Grund und fällten einen Freispruch. Es war der zehnte und letzte bei der zehnten und letzten Verhandlung.

So wird auf dieser Welt, während der eine zur Beichte geht, nachdem er heldenhaft Eintragungen in sein Tagebuch gemacht hat, das Pflaster von den Blutspuren der anderen gereinigt.

Er aber, der alles auf dem Gewissen hat, er, der vor dem Revolver Bekessys die Jaketttschößeln eingezogen hat, aber mit Hilfe von Karabinern die Straßen Wiens mit Blut beschmutzen ließ, denkt nicht daran abzutreten. Wir können ihm alle den breiten Rückert hinunterrutschen.

Auch er findet keinen Grund.



ZU HILFE!



(Darf nur in einem Zuge und nur nach vorheriger Verständigung eines Irrenarztes gelesen werden!)

Die Sonn- und Montagszeitung mißbilligt Angriffe gegen die Presse:

Dr. Ude (erregt): „Der Herr, der die Zwischenrufe macht, existiert für mich nicht mehr. (Großer Lärm.) Ich trete ein für Wahrheit und Gerechtigkeit und kämpfe gegen das Alkoholkapital, das durch und durch korrupt und unmoralisch ist.“ (Stürmische Kundgebungen. Rufe: Beleidigen

Sie nicht ein ehrbares Gewerbe! Ein Priester darf nicht beleidigen! Zahlreiche Gastwirte verlassen unter Protest den Saal.) Professor Dr. Ude schloß seine Ausführungen mit exzessiven Ausfällen gegen die Presse.

die den „Morgen“ nicht interessieren:

Der Herr, der diese Zwischenrufe macht, existiert für mich nicht mehr! (Großer Lärm.) Ich trete ein für Wahrheit und Gerechtigkeit und kämpfe gegen das Alkoholkapital, das durch und durch korrupt und unmoralisch ist.

Viel weiter kam Dr. Ude nicht.

Die anwesenden Gastwirte, Weinhändler und Brauer, die derart apostrophiert worden waren, gaben ihrem Unmut so intensiv Ausdruck, daß minutenlang kein Wort mehr im Saale zu verstehen war. Man hörte an Stelle Dr. Udes Zwischenrufe, wie den, er möge ein ehrbares Gewerbe, wie das der Gastwirte, nicht beleidigen, und ein Priester dürfe überhaupt nicht beleidigen. Schließlich verließen die Gastwirte unter Führung ihres Vorstehers, Kommerzialrates Holzmann, laut protestierend den Saal.

Der Rest war nicht mehr interessant.

Das „ehrbare Gewerbe“ aber sieht so aus:

Ein angenehmes Gasthaus
Bier aus einem Irrigator.

Wieviel ist sein Inhaber wert? Ueberhaupt:

Wieviel ist ein Mensch wert?

Nach den Berechnungen eines amerikanischen Arztes ist der körperliche Mensch nur 8 österreichische Schillinge wert, nach denen eines italienischen Arztes 3356 Schilling. — Edisons Gehirn hat einen kaufmännischen Wert von 114 Billionen Schilling.

Ist zum Beispiel der auch etwas wert?

König Eduard erhielt seinerzeit gleichfalls eine Einladung Lord Walsinghams zur Eröffnung der Birkhuhnsaison, die er jedoch mit der Ausflucht ablehnte, daß er schon nach Schottland geladen sei. Walsingham war durch die Absage derart beleidigt, daß er ganz allein auf die Jagd ging und an einem Tage 1058 Birkhühner schoß, wahrscheinlich ein Weltrekord für einen einzelnen Schützen.

Und sind diese mit 8 Schilling per Stück nicht überzahlt?

Im Jahre 1926 sind in den Vereinigten Staaten für 35 Millionen Dollar Cremes und Gesichtsfarben, für 22 Millionen Toilettenpuder, für 21 Millionen Parfüm und für 2 Millionen Hautfärbemittel hergestellt worden.

Wieviel Puder werden die wohl verbrauchen:

Sechs Menschen auf einem Strohsack.

da sie diesen für die Möglichkeit des Strohsacks noch Zins zahlen müssen:

Gemeinsame Ziele der Hausbesitzer zum Wohle aller.

deren Sorge um das Wohl aller so aussieht:

Bitter kalt war es am Weihnachtsabend, viele Grade unter Null. Zitternd machte die Lisl einen letzten Versuch. Als sie an eines der nächsten Häuser klopfte, um um Unterkunft zu bitten, wurde ihr die Tür vor der Nase zugeschlagen. Da erinnerte sie sich in ihrer Verzweiflung eines Gasthauses, hoch oben am Berge, mit einer Kegelbahn an der Seite, wo sie ungesehen unterschlüpfen zu können glaubte.

Zwei Tage später wurde sie in dieser Kegelbahn von einem Wachebeamten, der zufällig dorthin kam, halb ohnmächtig unter einem Wägelchen, unter das sie sich verkrochen hatte, aufgefunden.

Man wird der Einundzwanzigjährigen in den nächsten Tagen im Neunkirchner Krankenhaus beide Beine abnehmen müssen. Sie sind bis zu den Knöcheln abgefroren, schwarz.

Während so die einen die Enge des Strohsacks genießen, haben andere Sehnsucht nach der Weite der Großstadt:

Oesterreichische Landschaft: Blauer Himmel, treibender Wildbach, schöne anmutige Frauen, silberige Auen, dunkler Forst, die volle Rundung des Melos an der Sprachgrenze. Dann Menschen mit viel Romantik und ein wenig Sentimentalität, innigem Naturgefühl und der Sehnsucht nach der Weite der Großstadt.

Aber Oesterreicher zu sein, ist zwar schön, aber nicht billig:

Die Steuerbelastung in Oesterreich.

Auf den Kopf jährlich 238.5 Schilling.

Dieser Betrag ist umso bedeutender, als in Oesterreich nur zwei Fünftel der Bevölkerung erwerbsfähig sind.

dennoch läßt 's sich leben:

„Nun kostet die Leihgebühr einer weißen Perücke im Durchschnitt dreißig Schilling, das Aufsetzen und Frisieren zirka zehn Schilling, so daß man jeden Damenkopfputz mit vierzig Schilling einsetzen kann.“

(Ein Montagblatt über die Opernredoute.)

Oder auch nicht:

Zwei herzige Kinder.

Mäderl 3 Jahre, Buberl 4 Monate, werden wegen Armut an Kinderliebende abgegeben. Johanna Schweizer, Pachmüllergasse 18/4.

Uebrigens haben andere Frauen andere Sorgen:

Die Zulassung der Frauen zum Börsenbesuch.

Die größten Sorgen aber hat der Staat um neue Steuern:

Wiens Elend in Zahlen.

Betrag der Gesamtpfändungen S 72,000.000, davon entfielen auf private S 20,000.000, polit. Exekut. S 52,000.000.

Die Folgen seiner Energie sind aber auch segensreich. Nicht nur im Ausland:

Selbst die schweren Erschütterungen, die uns der Sommer brachte, haben in ihren Auswirkungen die Staatsautorität und den Kredit, den wir im Ausland genießen, nur gestärkt und nicht geschwächt. (Seipel.)

sondern auch im Inland:

— — Die Wachstube in der Elisabethstraße ist jene Wachstube, in der ein Juliverhafteter nach seinem Verhör von dem dort dienstverrichtenden Beamten in die „Waschenmaschine“ kommandiert wurde. Alle, die mit dieser Wachstube am 15. Juli irgendwie in Berührung gekommen

sind, haben angegeben, daß sie dort blutig geschlagen wurden. Auch dem Angeklagten Skopal, der schon auf der Straße neun Säbelhiebe abbekommen hatte, ist es nicht besser ergangen.

Aber Undank ist der Welt Lohn:

Etwas Unverantwortliches, etwas Ungeheuerliches, ist geschehen: Die Wiener Freiwillige Rettungsgesellschaft, von Wiener Bürgern nach der Ringtheaterkatastrophe geschaffen und mit schweren Opfern erhalten, sieht ihre Existenz in ihrer bisherigen Form bedroht! Polizeipräsident Schober, der sich vor fünf Jahren auf das Ersuchen der christlich-sozialen und der sozialdemokratischen Partei hin bereit erklärt hatte, an die Spitze dieser segensreichen Institution zu treten, um durch das Gewicht seiner Persönlichkeit und seiner Autorität den für eine Großstadt unentbehrlichen freiwilligen Rettungsdienst in vollem Umfang aufrechtzuerhalten, demissioniert!

und nicht einmal Musik ist im Stande:

Der am Balkon des Ministeriums erschienene Minister Vaugoin wurde stürmisch begrüßt. Die seit dem 15. Juli jeden Montag, Mittwoch und Freitag um 13 Uhr mit klingendem Spiel aufziehende Hauptwache erfreut sich bei der Bevölkerung immer größerer Beliebtheit und jedesmal strömt eine große Menge herbei, um unsere Truppen zu akklamieren.

das Versiegen der Spenden von rechts zu verhindern:

Es ist ganz zweifellos, daß alle Spenden von Bürgern, die besonders in den letzten Jahren auf den Appell des Präsidenten hin, der eben eine das Durchschnittsmaß überragende Persönlichkeit darstellt, erfolgten, jetzt versiegen werden. Es ist ebenso sicher, daß kein bürgerlicher Hausbesitzer eine Sammlung zugunsten einer unter dem Terror der Linkspartei stehenden Unternehmung zulassen wird, und es ist mehr als fraglich, ob die organisierten Genossen bei öffentlichen Sammlungen auf den Straßen, die bisher aus den bürgerlichen Taschen geflossen, Milliarden aufbringen können.

weil alle von links fließen:

**Für die Julioffer
Siebzehnter Ausweis der Sammlungen. Parteisekretariat.
Gebahrungsausweis des Fonds:**

Im Parteisekretariat bis zum 13. d. eingelangt Schilling 186.170.51, im ganzen bei der Gewerkschaftskommission eingelangt Schilling 504.368.21.

so daß es rechts nur tröpfelt:

Spendenausweis des Sekretariates der Bodenkreditanstalt.

Alle Gesuche um Unterstützung wurden abgelehnt, nur ein Gesuch der Kriminalbeamten nicht; hier die Verfügungen der Sieghart-Bank:

Wiener Freiwillige Rettungsgesellschaft, ad acta.

Spital der Barmherzigen Brüder, Wien 2., ad acta.

Invalidenheim, 10., Schleiergasse, ad acta.

Kriminalbeamte der Polizeidirektion Wien (Ball) fünfzig Schilling.

Trotzdem muß einmal der Tag kommen, an dem man das „beobachten“ können wird:

Die Richterschaft erwarte mit Zuversicht, daß sie in Anerkennung der jederzeit, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen geleisteten Pflicht bei ihrem Einzug in den wiederhergestellten Justizpalast festlich empfangen werde. So wird man im Juli 1929, wenn der bis dahin fixierte Termin zur Vollendung der Bauarbeiten nicht überschritten wird, das interessante Schauspiel des feierlichen Einzuges der Richter in den wiederhergestellten Justizpalast beobachten können.

und auch dies wird ihn nicht verzögern:

Ich war gestern, den 26. d., nach zwölf Uhr nachts, in Begleitung eines Kollegen und einer Dame auf dem Nachhausewege von meinem Nachtdienst bei einer Wiener Tageszeitung. Aus dem engen Teil der Schottengasse in der Richtung Schottentor kommend, warf ich vier Briefe in den dort befindlichen Rohrpostkasten ein, meine Gesellschaft ging einstweilen zirka zehn Schritte voraus. In der Nähe des Briefkastens stand ein Wachmann, der mir beim Einwerfen der Briefe zusah, und nach einigen Sekunden erreichte ich wieder meine Begleiter. Plötzlich kam mit mächtigen Schritten ein anderer Wachmann von einer wei-

teren Gruppe von zwei oder drei Wachleuten, die am Schottentor standen, auf mich zu, rief mich zur Seite und fragte unvermittelt:

„Warum ham S' denn durt jetzt uriniert!!!“

Ich besah mir den Mann, von dem ich doch nicht annehmen konnte, daß er als nicht Vollsinniger den Dienst bei der „besten Polizei der Welt“ verrichten könne, und mußte mir nochmals die Frage vorlegen lassen:

„Alsdern, warum ham S' durt uriniert!!!“

Außerdem gibt es Vereine:

Eine Abordnung des Vereines gescheiterter Existenzen sprach beim Bundesminister für Justiz Dr. Dinghofer vor.

und was die Justiz verbricht:

Die Folgen eines verpönten Eingriffes. Frau Elisabeth G. ließ sich nach einem verpönten Eingriff aus Angst vor angeberischen Nachbarn von niemandem pflegen und betreuen; die Folge war, daß sie eines Tages mit tödlichem Fieber auf dem Krankenlager gefunden wurde. Aertzliche Hilfe kam zu spät; die Frau starb im Spital.

machen Beratungsstellen wieder gut:

Die Ethische Gemeinde wird im Gebäude der Rettungsgesellschaft eine Selbstmörderberatungsstelle errichten.

Die Amerikaner haben solche Sorgen nicht:

Queens College. Die Pi Delta Literarische Gesellschaft begann ihre regelmäßigen Zusammenkünfte am Sonnabend abends um 7 Uhr. Fräulein Sunshine Cathcart präsierte, übergab aber dann den Vorsitz an die Vizepräsidentin Fräulein Friendship Brown. Das Programm des Abends wurde aus dem Stegreif zusammengestellt. Zuerst entstand eine Debatte über die Liebe. Allgemein wurde die Ansicht vertreten, daß es leichter sei, in einem Ford Liebe zu machen als in einem Einspänner.

auch solche nicht:

Schwierige Rettung eines lebensmüden Arbeitslosen

Er kämpft im Wasser mit dem Retter.

und auch die Sorgen der Engländerinnen:

Die Londoner Gesellschaft hat für ihre Kostümbälle eine neue Sensation. Man trägt nicht mehr historische oder Phantasiegewänder, sondern Kleider, die das Innenleben der Trägerin ausdrückt. So erschien in einem der führenden Londoner Salons ein junges Mädchen in rotem Pyjama, auf dem Palmen gestickt waren, in deren Blättern sich Affen tummelten. Die Affen sollten die Necksucht der Trägerin ausdrücken. Ein Herr, der eben eine reiche Amerikanerin geheiratet hatte, hüllte sich in Dollarnoten. Eine der reizvollsten jungen Aristokratinnen kam als Fuchs. Sie wollte damit sagen, daß die Männer immer hinter ihr her hetzten, und ihre zwei Begleiter bestätigten dies, indem sie sich als Hetzhunde kostümierten.

sind nicht die der Wienerinnen:

In der Hutfabrik, Mariahilferstraße 47, trank heute die 21jährige Hilfsarbeiterin Hermine C., 12. Bez., Tivoligasse, Lysol. Sie verfiel in Bewußtlosigkeit und wurde von der Rettungsgesellschaft ins Franz-Josefsspital gebracht. Sie soll die Tat aus Kränkung über den Verlust von zehn Schilling begangen haben.

Aber das Heldentum:

Sie wurde gefragt, ob sie im Falle eines Krieges einen Feind Amerikas töten würde, um einem amerikanischen Soldaten das Leben zu retten. Das erwartet das patriotische Amerika von seinen Frauen.

ersetzt nicht die Kultur:

Doch für all das haben die Menschen hier kein Verständnis, sie sind durchwegs kalt und berechnend, roh und kulturlos. So etwas Manierloses wie die hiesige Gesellschaft sah ich noch nie. Alle Veranstaltungen liegen in den Händen der Frauen, die in ganz Amerika die führende Rolle innehaben, sich jegliche Freiheiten erlauben können, ohne daß man sie kritisieren dürfte.

und 3000 Jahre Zuchthaus:

Im Vorjahre jedoch wurden die Nazarener von einer Katastrophe ereilt. Dreihundert Rekruten wurden einge-

stellt, verweigerten aber den Eid und lehnten „die tödliche Waffe“ ab. Die Kommandanten hielten Ansprachen an die Rekruten, ließen Gewehre bringen, um sie an die Sektierer zu verteilen. „Nimm das Gewehr!“ befiehlt der Kommandant dem ersten Nazarener. „Ich darf nicht!“, lautet die Antwort. „Weshalb nicht?“ — „Weil es Gott verboten hat!“ Der zweite und dritte geben dieselbe Antwort. So ging das fort, bis der letzte die Uebernahme der Feuerwaffe abgelehnt hatte. Was tun?

Das Militärgericht hat jeden von ihnen zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt: Mit dreitausend Jahren Zuchthaus sollten sie ihre Ueberzeugung büßen.

sind für die zu wenig:

Das Ueberhandnehmen von Bankräubereien in Amerika hatte, wie kürzlich berichtet wurde, verschiedene Banken veranlaßt, eine Belohnung auszusetzen für den Fall, daß Bankräuber von Polizisten erschossen würden. Nun sollen in einer kleinen Stadt in Texas Polizisten drei mexikanische Wanderburschen erschossen haben, um sich die Belohnung zu sichern. Zwei der Mexikaner starben, der dritte jedoch berichtete, daß die Polizisten sie außerhalb der Stadt getroffen hätten und sie zu einer bestimmten Stunde nach der Bank bestellt hätten. Kaum seien sie vor dem Bankgebäude erschienen, hätten die Polizisten das Feuer auf sie eröffnet.

die diese Einbrecher verfolgen:

In Mailand fand ein Einbrecher in der Wohnung eines Wirtes 2000 Lire, doch nahm er nur 700 an sich. Er erwies sich nicht nur als bescheiden, sondern auch als Kinderfreund. In der Wohnung schlief ein Säugling, auf dessen Wange man noch die Spuren eines Kusses (der Dieb hatte sich das Gesicht geschwärzt) bemerkte.

und, fleißig in der Bibel lesend, doch nicht daran denken, zu werden wie die Kinder:

Tierliebe eines Kindes. Am 5. Juli abends fiel ein Hase in den Mühlgang in der Wienerstraße. Das Tier war bereits dem Ertrinken nahe. Die elfjährige Justine Watzin, Tochter der Eheleute Krenn, Wienerstraße 63, kam gerade herbei. Die Kleine zog mutig ihr Kleidchen aus, sprang in den Mühlgang, schwamm dem Tiere entgegen und zog mit dem Aufgebot aller Kraft den schweren Hasen, der schon ganz ermattet war, aus dem Wasser.

die davon nichts ahnen:

Fischfang mit Elektrizität.

und nichts davon:

Großwildjagd mit Maschinengewehr.

und auch davon nichts:

Die im oberen Teil des Rennweges und im unteren Teil der Simmeringer Hauptstraße Wohnenden müssen nicht im Kalender nachsehen, um zu wissen, wann Donnerstag ist, denn an diesem Tage ist Kälbermarkt, und die Schreie der Tiere sind weithin vernehmbar.

Mit der Bahn von weither oder mit Wagen aus der näheren Umgebung werden die Kälber dem Markte zugeführt. Die Tiere werden einzeln im Wagen umgeworfen, und während einer das liegende Tier hält, bindet ihm ein zweiter die vier übereinander gekreuzten Beine mit einem Bande an den Fesseln eng zusammen. Entsetzen, Schrecken, qualvolle Angst, Ungewißheit über das Bevorstehende, mag wohl so ein Tier empfinden. Ruhig, in das Schicksal ergeben, sind die einen, widerstrebend und sich widersetzend andere. Sie wehren sich, doch einer der Viehtreiber stößt mit dem Fuße nach dem Kalbe: „Warte, du Bestie, gleich bekommst du deine sechs Stunden Spangen!...“ Stricke dürfen nach einer behördlichen Vorschrift zur Fesselung der Tiere nicht verwendet werden, sondern nur etwa zwei Finger breite Gurtenbänder, aber auch diese schneiden tief ein. Ist die Fesselung vollzogen, dann schiebt sich der Abträger das Vieh zurecht, indem er es beim Schweife packt und nach vorn zieht. Den Tierschweif eindrehend, macht er eine Schlinge, und an dieser reißend, wirft er sich das Kalb auf die Schulter, und zwar derart, daß die Fesselung der vier Beine gerade auf der Schulter des Trägers zu ruhen kommt. Die ganze Last des 50 bis 60 und auch mehr wiegenden Tieres zieht nun an der Fesselungsstelle der Beine. Der Kopf des Kalbes hängt tief nach unten, und so geht der Träger mit dem Vieh fort bis zum Stande. Eine dünne Lage von Stroh bedeckt den Steinboden. Hierher wird das gefesselte Tier gelegt.

Das heißt, der eine oder der andere Träger legt es so hin, während einzelne die gefesselten Tierkörper sich von der Schulter schleudern, daß man alle Knochen des Tieres krachen zu hören vermeint. Andere Kälber folgen nach und durchschnittlich sind es etwa 2000 Lebendkälber,

die an jedem Donnerstag zum Markte gebracht werden, die hier nebeneinander, teilweise sogar übereinander geschichtet, auf dem mit einer dünnen Strohschichte überdeckten Steinboden oft von 8 Uhr früh, zu welcher Stunde der Markt beginnt, bis zum Schlusse, bis um 2 Uhr nachmittags, in dieser qualvollen Lage herumliegen. Sie suchen sich aufzubäumen, ziehen sich zusammen, die schwachen Muskeln der Leiber straffen sich, um der Fesselung zu entkommen. Dazu kommt das Schreien der jungen Tiere, die nicht nur unter der Fesselung leiden, sondern vielleicht mehr noch darunter, daß ihnen allzu deutlich vor Augen geführt wird, was ihnen bevorsteht. Die Verkaufshalle ist nämlich nicht nur für Lebendvieh bestimmt, sondern auch für schon geschlachtetes. In den Gassen der Stände liegen die 2000 gefesselten Tiere, und zu beiden Seiten dieser schmalen Gassen sind an eisernen Rechen geschlachtete Tiere aufgehängt. Das Kalb muß den Blutgeruch verspüren, und die Schädel der Geschlachteten hängen den dem Rechen zunächst liegenden Tieren in die Augen hinein, das Blut tropft herab, und wie der Mensch, empfindet doch wohl auch das Tier das Grauen vor dem Ende.

Da liegen nun diese zweitausend gefesselten, dampfenden Tierleiber und eine ebenso große Zahl geschlachteter, vielfach noch blutender Tiere hängt an den Eisenrechen. Die Fleischer gehen durch die Gassen, betasten die Tiere, reißen ihnen das Maul auf, ziehen ihnen die Augenlider hoch und dann kommt es zum Kaufe. Wieder dreht sich der Abträger aus dem Tierschweif einen Haken, wirft sich das Kalb mit den gefesselten Beinen über die Schulter, und wieder legt es der eine auf die Wage hin, während der andere es hinschleudert. Und zum drittenmal wiederholt sich der Vorgang, wenn das gekaufte Kalb auf den Wagen des Fleischers gebracht wird. Geschlachtete Kälber liegen schon hier, und neben diese werden die lebenden, zur Schlachtung bestimmten Kälber hingelegt oder hingeworfen, und dann wird die Fahrt angetreten.

Mein Gott, die Qual ist ja groß, aber auch die Wirkung ist nicht klein:

Schön und jung bleibt man vom Kalbfleischgenuß!

Brust . . .	per Kilo	S 2.60
Rückel . . .	„	S 2.80
Schulter . . .	„	S 2.80
Braten . . .	„	S 3.40
Schnitz . . .	„	S 4.—

nur bei Rudolf Stern, Kälberstecher, Jakominiplatz, Stand 9.

und wer Wildschweine frißt, redet so:

Wir entnehmen dem „le libertaire“ folgendes vom Pfarrer R. P. Mieschkis in Wilna verfaßte ultramoderne Gebet, das wir unseren Lesern unverzüglich mitteilen wollen, so sehr atmet es den Geist des Evangeliums:

„O Gott! Gib Kraft unseren Händen, Treffsicherheit unseren Kanonen, Unverletzlichkeit unseren Tanks; mache unsere Flugzeuge unsichtbar, unsere Giftgase tödlich für den Feind, mach' unsere Waffen ebenso schrecklich, wie Deinen Grimm. Möge der Feind fallen, wie das Gras unter der Sichel, mögen seine Frauen und Felder unfruchtbar werden, mögen seine Kleinen auf den Landstraßen betteln gehen und seine Töchter geschändet werden.

Mögen seine Kugeln ins Gras fallen, die unsrigen dagegen seine Herzen zerreißen.

Unsere Seele ist tausendjährig, sie haßt immerfort den Feind und will nicht verzeihen. Auch du, Gott, verzeihe ihm nichts mehr, verdamme ihn, daß er ohnmächtig bleibe Jahrhunderte hindurch! Amen.“

Denn der Kirche ist es gleich, ob sie Soldaten oder Esel weiht:

In Aosta fand wie alljährlich die Weihe von Pferden und Eseln statt.

nur die Kinder, die Jesus liebte, würdigt sie nicht:

In einem Berichte über ein neues Museum im Lateran erzählt die „Reichspost“ von den vielen Wandlungen, die dieser Palast im Laufe der Jahrhunderte durchzumachen hatte. Erst der große Umbauer Roms, Papst Sixtus V. stellte ihn wieder auf, so wie wir ihn heute sehen. Und nun folgt ein Satz, den man sich merken müßte, wenn man sich alles merken könnte, was die „Reichspost“ an Kulturwidrigem, Mitleidlosem, Unsozialem und sonstigem Unfug druckt: „Aber auch über seinen neuen Renaissanceglanz ging eine kunstlose Zeit und machte ihn zu einem Waisenspital, bis ihm Papst Gregor XVI. wieder Würde gab.“ Nach der „Reichspost“ entwürdigt es also, wenn arme Waisenkinder ein Spital bekommen.

oder höchstens nur des Religionsunterrichtes:

Die „Reichspost“ veröffentlicht einen an die österreichischen Bischöfe gerichteten Papstbrief, in dem es u. a. heißt: Er (der Papst) bestehe darauf, daß die Jugend in

räumen ließ. Die Menge nahm eine feindselige Haltung an. Der Geistliche wurde von einem Polizeiaufgebot nach Hause geleitet; es kam zu heftigen Szenen, in deren Verlauf zahlreiche Verhaftungen vorgenommen wurden.

und weil Christus diesen Blödsinn gewollt hat:

Beim 5. Gebot „Du sollst nicht töten“ verurteilt der Sozialdemokrat jeden Waffengang, ohne Unterschied, ob es um Raub oder Verteidigung geht und fernab von Schillers Wort: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld“

(Aus dem kathol. Schulkalender)

wenn er auch so gesprochen hat:

Ich aber sage euch: Ihr sollt nicht widerstreben dem Uebel; sondern: Schlägt dich jemand auf die rechte Wange, so wende ihm auch die andere zu!

(Matth. 5, 39.)

deshalb ist die katholische Kirche die einzig wahre:

Die Enzyklika widerlegt die verschiedenen Argumente der Altkatholiken zugunsten der Einheitsthesen und behauptet, daß man diese Einheit nur mit der Rückkehr der Dissidenten zur römischen Kirche erreichen kann, die die einzig wahre Kirche ist

und wers nicht glaubt, ist ein Kirchenmausi:

Jungbleibenwollender

gebildeter, fescher älterer Herr, gesund, ersehnt ehrbare Freundschaft wirklich schöner, junger Prinzessin oder Kirchenmausi mit Eigenheim. Anrufnummer oder unverbindliche Treffvorschläge unter „Uneigennützig 9362“ Admin. 9362—11

Fern liegt es ihren Gläubigen, eigene Ideen zu haben:

Eine folgenschwere Eingabe an das bischöfliche Ordinariat, Vor dem Straferichte (LGR, Dr. Presinger) klagte heute der Bundesrat Hans Hocheneder einige Damen des Ausschusses vom Bunde für Fraueninteressen wegen Ehrenbeleidigung. Die umfangreiche Klage kam wahrscheinlich wegen ihrer Fülle nicht zur Verlesung; die Vorgeschichte war ungefähr folgende: Die Oberstensgattin

Helene W. begab sich zum Fürstbischof und bat ihn, im Rahmen des Bundes einmal zum Thema der Ehereform und zum Ehwirrwarr zu sprechen. Der Fürstbischof wies daraufhin Helene W. an, eine Eingabe an das Ordinariat zu verfassen. Das geschah, die Eingabe wurde von drei weiteren Damen unterschrieben. In dieser wird Bundesrat Hocheneder im Zusammenhang mit dem Bund für Männerrechte gebracht und ihm Ehereformideen nachgesagt. Die Privatanklage steht auf dem Standpunkte, daß der Vorwurf von Reformplänen ja an sich kein strafwürdiges Delikt darstelle, wohl aber, wenn er einem bekannten Parteimanne gemacht werde, der solche Ideen nach seinem Parteiprogramme gar nicht haben dürfe

denn sie sanken dadurch auf die Stufe der Wilden:

Wenn wir es also in unserem Ehwirrwarr bereits so weit gebracht haben, daß man uns mit dem Urvolk der Weddas auf eine Stufe stellt, so mag das schon auch den Urhebern solcher Zustände bedenklich werden. Ob der spöttische Vergleich taktvoll war, überlassen wir dem Urteile der wissenschaftlichen Kreise.

der Wilden, die zwar religiös sind:

Die Seele des Negers ist religiös, mit seinen alten Göttern unzufrieden, sucht er einen neuen Gott, der stärker und mächtiger ist

aber nicht für voll genommen werden:

Wie die Korrespondenz Herwei meldet, beabsichtigen Präsident Doktor Waber und Abg. Jerzabek noch heute beim Bundeskanzler Dr. Seipel und beim Vizekanzler Dr. Hartleb als dem Leiter des Bundesministeriums für Inneres vorzusprechen und mit Rücksicht auf die Erregung der völkischen Kreise wegen der geplanten Niggertänze und Nacktszenen der Negertänzerin Josefine Baker ein Verbot dieser Aufführungen zu erwirken

denn mit dem Gedanken der Rassenreinheit haben reine Gedanken nichts zu tun:

Das Kunstbekenntnis der Baker.

Oh ich weiß, daß viele Menschen halten meine Kunst für unsittlich! Oh, ich weiß, but you know, there are many

cranks in the world! Warum soll sein nackter Körper unsittlich — überhaupt was ist unsittlich? Eine schöne Körper haben vielleicht? Ich denke, eine schöne Körper ist sittlich. Aber wenn Menschen sehen schöne, nackte Körper, sie bekommen bad thoughts — schlechte Gedanken — und weil sie nicht wollen zugeben, daß ihre Gedanken sind unsittlich, sie sagen dann schöne, nackte Körper ist unsittlich. So ich denke, daß Leute sollen machen reiner ihre Gedanken und sich freuen an schöne Körper wie über schöne Statue, schöne Bild, schöne Musik. Oh, Musik! Wenn ich höre Musik, ich muß sein Musik mit ganze Körper und mit ganze Seele! Oh, schwarze Leute wissen viel von Musik — weil Musik war ihr Trost, wenn sie waren weg von schwarze Heimat

Was bis zum 1. Januar 1928 immerhin möglich war:

Sklaven werden frei!

London, 2. Jänner 1928. In dem britischen Protektoratsgebiet Sierra Leone (an der Westküste von Afrika) sind mit dem gestrigen Tag 215.000 Sklaven auf Grund einer Verordnung, die im September vorigen Jahres vom gesetzgebenden Rat von Sierra Leone auf Anweisung des britischen Kolonialamtes beschlossen worden war, freigelassen worden.

Damit begibt sich

Die nordisch-arische Edelrasse

wieder eines Beweises ihrer Ueberlegenheit über die Wilden. Sie übertrifft sie aber noch immer auf dem Gebiete der Mathematik:

In dem Gebiete eines Häuptlings hatten Bohrungen stattgefunden, bei denen reiche Petroleumquellen entdeckt worden waren. Ein Agent, der den Häuptling besuchte, bot ihm für die Ueberlassung der Ausnützung ein Achtel des Gewinnanteiles an. Der alte Häuptling schüttelte den Kopf und sagte: „Ein Achtel ist mir zu wenig. Du mußt mir ein Sechzehntel geben.“ Der Agent verbarg seine augenblickliche Verblüffung und sagte mit unerschütterlichem Ernst: „Das ist zu viel, ich werde dir ein Zwölftel geben“

und der Chirurgie:

In den Chikagoer Blättern stand dieser Tage unter andern Kaufangeboten folgende Anzeige eines Rechtsanwalts:

Ich biete 2500 Dollar der Person, die einer meiner Klientinnen ihr linkes Ohr überläßt. Die Operation wird diskret durchgeführt werden von Chirurgen, deren Tüchtigkeit alle wünschenswerten Garantien für Gefährlosigkeit bietet. Nur Personen unter 25 Jahren mögen sich melden

und des Irrsinns:

Jetzt teilt Frau Mathilde von Ludendorff mit, daß sie festgestellt habe, daß Juden, Jesuiten und Freimaurer Mondnaturen seien, das heißt sie zeigen immer nur eine Seite, kehren aber die andere, ganz verschiedene Seite, die ihr eigentliches Wesen ausmache und bekunde, von der Oeffentlichkeit ab. Damit erkläre sich die geschichtliche Tatsache, daß alle Kämpfe gegen diese Mondnaturen, die ohne genügende Kenntnis dieser Kehrseite geführt wurden, „ein vergebliches Anbellen des Mondes bedeuten mußten.“ Jetzt aber seien die Mondnaturen durch die geschichtlichen Bemühungen, vor allem des Ehepaars Ludendorff, auf eine Drehscheibe gesetzt worden, so daß allmählich auch ihre Kehrseite sichtbar werde.“ Frau Ludendorff schließt mit der Aufforderung an ihre Anhänger, unermüdlich die Kurbel dieser Drehscheibe zu drehen, damit die Kehrseite so klar erkannt werde vom ganzen deutschen Volke wie das ganze Mondgesicht.

Ob auf dieser Drehscheibe auch der Kongreß der Wunderrabbis Polens

stattgefunden hat, ist zweifelhaft; zweifellos aber hat Seipel recht, wenn er sagt:

Die zweite Weise besagt aber: 1. daß wir die Tatsachen anerkennen. Die Menschheit ist in Völker geschieden. Die Völker bedürfen der Staaten und finden in ihnen die Vorbedingung für ihr Wohlergehen

Selbst nach dem Tod geht es ihnen noch wohl:

Der König von England hat dem amerikanischen Unbekannten Soldaten das Kreuz des Viktoria-Ordens verliehen.

Aber er verleiht nicht nur Preise, er läßt sich über sie auch informieren:

König Georg von England würde als seinen Beruf Viehzüchter angeben können, denn er ist Besitzer einer großen Musterwirtschaft, auf die er ebenso stolz ist wie König Umberto auf seine Tomatengärten. Er interessiert sich für seine Viehzucht sehr stark und läßt sich über die Preise, die sein Vieh erzielt, genau informieren,

Zur Hebung der Viehzucht geschieht in Italien dieses:

Die neue italienische Nationalhymne. Auf Veranlassung Mussolinis hat Maestro Pietro Mascagni eine Hymne „Cante del lavoro“ (Lied der Arbeit) komponiert, welche von diesem selbst und dem gefeierte Tenor Papaccio zuerst auf den Plätzen Neapels öffentlich vorgetragen wurde.

In Ungarn dieses:

Der „Verband der gesellschaftlichen Vereinigungen“ (Tesz), an dessen Spitze Erzherzog Albrecht steht, erläßt ein Preisausschreiben an die ungarischen Dichter und Komponisten für ein „nationales Gebet“, das den Widerstand des ungarischen Volkes gegen den Friedensvertrag und seinen Glauben an die Wiedergewinnung der verlorenen Gebiete in würdiger und wirkungsvoller Weise zum Ausdruck bringen soll.

und in Deutschland dieses:

Die nationalistischen Verbände haben unter Führung des ehemaligen Meininger Hofchauspielers Klaudiv zur Herstellung nationalistischer Riesensfilme eine Gesellschaft gegründet.

Das lädierte Vieh ist aber nicht mehr viel wert:

Man anerkennt ihn als Vollinvaliden.

Da muß man nichts dazu sagen, wenn man weiß, wie einer aussehen muß, der als Vollinvalide anerkannt wird. Man haut ihm

achtzig Schilling monatlich

hin, Leb' davon! Leb' davon mit deiner Frau und deinen vier Kindern, IB, zahl' deine Wohnung, kleide dich davon und kauf dir obendrein Sidol, damit du die Medaillen putzen kannst, die man dir angeheftet hat.

denn es kann nicht geleugnet werden, daß sich Verluste:

An Toten, Verwundeten, Vermißten und Kriegsgefangenen verlor Ungarn 2,139.000, Oesterreich 2,777.000.

immerhin ersetzen lassen:

Der Bürgermeister von Quadrelle (Provinz Avenilo) hat ein eigenartiges Wettrennen ausgeschrieben. 5000 Lire sind für denjenigen Bürger der Gemeinde in Aussicht gestellt, dem es gelingen werde, seine Familie innerhalb von fünf Jahren mit der größten Zahl von Kindern zu vermehren. Eine öffentlich angeschlagene Kundgebung des Bürgermeisters fordert die Bewohner von Quadrello zu diesem „Zeugungsrennen“ auf.

Und weil die Zeitungen, die alles das berichten, sich im Ernstfall in den Dienst des Vaterlandes stellen:

Wie eine Kriegsgreuelige entsteht.

Der frühere englische Unterstaatssekretär Artur Posonby stellt in einer Zuschrift an die Zeitschrift „The Nation“ folgende Zeitungsberichte aus dem Jahre 1914 untereinander:

Die „Kölnische Zeitung“ schrieb: „... Als der Fall Antwerpens bekannt wurde, läuteten die Kirchenglocken“ (nämlich in Deutschland).

Darauf der „Matin“ (Paris): „... Laut „Kölnische Zeitung“ wurde die Geistlichkeit von Antwerpen gezwungen, beim Falle der Festung die Kirchenglocken läuten zu lassen.“

Nunmehr die „Times“ (London): „... Wie der „Matin“ aus Köln erfährt, wurden die belgischen Geistlichen, die sich weigerten, beim Falle Antwerpens die Kirchenglocken läuten zu lassen, aus ihren Aemtern vertrieben.“

Weiter der „Corriere della Sera“ (Mailand): „... Wie die „Times“ aus Paris über Köln erfahren, wurden die unglücklichen belgischen Geistlichen, die sich weigerten, beim Falle Antwerpens die Kirchenglocken läuten zu lassen, zu Zwangsarbeit verurteilt.“

Und nun nochmals der „Matin“: „... Wie der „Corriere della Sera“ aus Köln über London erfährt, bestätigt sich, daß die barbarischen Eroberer von Antwerpen die unglücklichen belgischen Geistlichen für ihre heldenhafte Weigerung, die Kirchenglocken läuten zu lassen, dadurch be-

strafft, daß sie sie mit den Köpfen nach unten als lebende Klöppel an die Glocken hängten.“

werden sie auch im Frieden geehrt:

Wien, 12. Jänner. Zeitungsberichte haben gerichtliche Beweiskraft.

Zu Hilfe!



HITLER SPIELT AUF!

Ich bin ein großer Freund der Musik und daher keiner der Oper. Nicht daß ich ein Lied, eine Ouvertüre, einen Chor oder irgend einen Mehrgesang der Oper nicht zu schätzen wüßte, aber ich möchte sie losgelöst vom läppischen Tam-Tam der Opernbühne genießen. Wenn diese in einem ganz unglückseligen Verhältnis hergestellte Mischung von Musik und Theater, wenn dieses Um-jeden-Preis-Komponieren aller, auch der albernsten Worte und Phrasen überhaupt eine künstlerische Berechtigung hat, dann hat es sie nur in der Operette (älteren Stils, in der es unsinnig, aber unterhaltlich zuring, während die neueren bloß blödsinnig und fad sind) oder in der komischen Oper; denn was für die unvoreingenommenen fünf Sinne komisch ist, das paßt nur dorthin, wo die Komik ein Wesentliches des Bühnengeschehens ist. Aber wenn in einer Oper, der ein tragischer Vorwurf zum Grunde liegt, lapidare Worte wie die: „Tretet ein!“, „Nehmet Platz!“, „Schweiget still!“ etc. g e s u n g e n werden, wenn einer zu Tode getroffen auf dem Boden liegt und noch viertelstundenlang singt ehe er stirbt, so daß man den Eindruck hat, sein endliches Schweigen sei keine Folge des Lebens-, sondern des Textendes und wenn einer, dessen Rettung nur rasches Handeln ermög-

lichte, infolge der Langatmigkeit des Gesanges, den ihm der Textdichter noch vorschreibt, die schönste Zeit verpaßt — dann ist es kein Wunder, wenn man nervös wird. Dem von der spannenden Handlung eines Dramas hingerissenen Zuschauer sind die Kuliszen ein Mittel zur Erhöhung der Stimmung, weil er gar nicht dazukommt, sie mit Ruhe zu betrachten. Wenn aber Wolfram von Eschenbach minutenlang eine Glühlampe als Abendstern ansingt, wenn Siegfried den Gesang der Vögel in einem Urwalde nachahmt, dessen dickste Stämme sich biegen, wenn der Inspizient hinter der Bühne eine Tür öffnet und dadurch Zugluft entsteht, dann kommt kein Kunstgenuß, sondern bloß der Eindruck zustande, daß hier mit der Musik Schindluder getrieben werden und daß man der Stimmung, die aus Harmonie und Melodik erblühen soll, in unverschämter Weise mit Leinwand, Farben und Pappendeckel nachhelfen will, um die Musik zum Spektakel zu degradieren.

Obwohl ich aus allen diesen Gründen, die ich — wie das bei mir immer ist — schon dunkel fühlte noch ehe ich sie erkannt hatte, nie ein Freund von Opernvorstellungen war, ließ ich mich doch ab und zu verleiten einer beizuwohnen. So besuchte ich einmal im Jahre 1913 die Oper „Faust“ oder „Margarete“, was nach französischer Vorstellung gehupft wie gesprungen ist. Ich hielt tapfer aus bis zu dem Augenblicke, da Margarete Mephistos Kästchen findet, es öffnet, auf der Rückseite des Deckels einen Spiegel entdeckt und in die Worte, nein, in den Gesangstext ausbricht:

„Ein Spiegel! Wie bequem!“

Da wars aus. Ich fühlte in mir etwas wallen, sieden, brausen und zischen, ich sprang von meinem Sitze auf, stolperte über die Füße entsetzt zurückweichender Sitznachbarn, kollidierte mit Billeteuren, stürzte in die Garderobe und verließ fluchtartig den

„Prachtbau Siccardsburgs und von der Nulls“, wie die Wiener Oper aus zeilenhonorarigen Gründen von den Musikkritikern mit Vorliebe genannt wird. Ich wollte durch die verlängerte Kärntnerstraße in die Lothringerstraße zum Denkmal Beethovens eilen und dort das feierliche Gelübde ablegen, nie wieder eine Oper zu besuchen. Zum Glück fiel mir unterwegs ein, daß ja auch Beethoven eine Oper geschrieben habe, ich hemmte verwirrt den Schritt, sprang auf die Straßenbahn und fuhr — immer den Spiegel und seine Bequemlichkeit vor Augen und Ohren — nachhause.

Seit damals sind viele Jahre vergangen und ich hielt das Gelübde, das ich gar nicht abgelegt hatte, treulich, obwohl ich manchmal doch wieder in Versuchung kam. Gern hätte ich mir zum Beispiel einmal den „Bajazzo“ angesehen, den ich mir wegen seines Cirkusmilieus inmitten des verwandten Opernmilieus noch am besten vorstellen konnte. Als ich aber im Klavierauszug zu einer der schönsten Melodien dieser Oper den Text entdeckte:

„Drum kommt Vielverehrte
Heute abends ins Schauspiel
Das Stück ist ganz herrlich
Um neun Uhr Eröffnung!“

da schauderte ich wieder zurück. Einmal wurde ich aber meinem Vorsatze dennoch untreu. Durch den Anblick der hyänenartigen Gestalten, die in der ersten Nachkriegszeit die Straßen Wiens bevölkerten, an Schauerliches gewöhnt, riskierte ich es im Februar 1919, einer Einladung in eine Loge zu einer Nachmittagsvorstellung von Wagners „Siegfried“ zu folgen. Ich wurde für meinen Aberwitz schwer bestraft. Jeder Streich, den Siegfried dem Drachen, der — wie schauerlich — rote Glühlampen im Maule hatte, versetzte, daß die Pappe krachte und die Staubwolken des Kulissenmagazins der Oper in die

reine Waldesluft auf der Bühne emporstiegen, traf mich aufs Haupt und ich war froh, daß ich infolge des Genuschels der Sänger nicht auch noch den Text zu verstehen brauchte. Denn daß man gewöhnlich nichts versteht und jederzeit die Möglichkeit hat, die Augen zu schließen — das ist zwar nicht der Zweck der Uebung, aber doch noch das Einzige, was meinem musikalischen Gefühl nach den Besuch der Oper entschuldigt.

Man mag dieses Gefühl für unberechtigt halten, man mag mir vorwerfen, daß ich nichts von Opernkunst verstehe — mir solls recht sein. Ich gedenke nicht einen Finger zu meiner Verteidigung zu rühren und in den Fehler sovieler Ganzgescheiter zu verfallen, die meinen, eine Debatte darüber, was Kunst sei, sei möglich und führe anderswo hin als ins Uferlose. Denn die Kunst ist kein Problem des Intellectes, sondern eine rein metaphysische Angelegenheit. Auch der Künstler kann nicht sagen, woher ihm das Beste, das Eigenlichste seiner Kunst kam, und was einer als Kunst empfindet, was ihm in Augenblicken gesteigerter Empfänglichkeit Tränen in die Augen und eine Ganshaut über den Rücken treibt (und die Gleichzeitigkeit dieser beiden Erscheinungen ist ein untrügliches Kennzeichen künstlerischer Ergriffenheit) — das ist ebenso Sache seiner Konstitution wie sein religiöses Glauben. Das aber läßt sich mit dem Verstande entscheiden: wenn in der Wiener Oper schon einmal Einer diese Erscheinungen an sich beobachtet hat, dann sind sie nicht infolge des Bühnengeschehens, sondern trotz diesem eingetreten. Denn die Wiener Oper hat den Anspruch auf den Titel eines Kunstinstitutes verwirkt, seit sie mit den Milliarden, die in diesem Staate überall für die primitivsten sozialen Zwecke fehlen, die Oper „Schlagobers“ von Richard Strauß ausgestattet hat und seit sie sich dem zwischen

weitauseinanderstehenden Spiegeleieraugen thronenden Erwerbstrieb dieses Komponisten, der — ein Spezialist der Erlustigung — von den Milliarden, die er verdient, noch keine zehn Millionen zur Linderung irgend eines Erleidens ausgelassen hat, auch durch die Aufführung seiner zweiten Oper, „Intermezzo“, dienstbar gemacht hat, die ödeste Privatangelegenheit in Geld umsetzt und nur insoferne als dies eine Kunst ist etwas mit Kunst zu tun hat. Diese Staatsoper, die für jene, die en gros stehlen und entweder noch nicht erwischt sind oder sich schon wieder gerichtet haben, Opernredouten veranstaltet, ist längst entweiht und kann wahrhaftig nicht mehr durch die Aufführung der Jazzoper „Johnny spielt auf“ entweiht werden.

Zur Aufregung ist also durchaus kein Grund vorhanden. Weder für den Musikkritiker der Neuen Freien Presse, dessen Sohn Erich Wolfgang Korngold in seiner letzten Oper auch schon eine Entkleidungsszene braucht, um das ewig Weh und Ach der Besucher des Opernparquetts aus einem anderen, als aus dem Kontrapunkte zu kurieren, noch für die Hakenkreuzler, die in ihrer bekannt eigenartigen Logik gegen die Juden demonstrieren, weil Krenek, der Sohn eines böhmischen Generals, einen Neger auf die Opernbühne gebracht hat. Das Einzige, was man den Gründen der Hakenkreuzler ohne Bedenken zubilligen kann, ist, daß sie unterhaltlicher sind als die des Herrn Korngold, der sich darüber aufregt, daß auf einer Bühne, auf der nur Drachenschnürlbodenständig sind, plötzlich eine Lokomotive auftaucht und der damit wieder den öden Streit, ob irgend ein Werk „Kunst sei“ oder nicht, vom Zaune bricht. Man sollte diesen Streit wirklich schon einmal endgültig der Justiz überlassen, bei der er seit Jahren im Gerichtssaal die schönste Altersversorgung genießt und bei jedem Aergernis, das

einer an den Nuditäten einer Ansichtskarte nimmt, stets neuerlich aufgewärmt und endlich immer wieder dahin entschieden wird, daß ein von Rubens gemalter Akt sittlich läuternd, ein photographierter aber sittlich verheerend wirke. Und zwar aus demselben Grunde, aus dem ein Drache unbedingt die Kunst gewährleistet, die eine Lokomotive untergräbt. Da sind die Wiener Hakenkreuzler doch weitaus originellere Idioten! Sie suchen die Weiber, die zu Jonny in die Oper rennen, weil sie der Zauber der Potenz zum Neger zieht, durch vaterländische Gesänge, Stinkbomben und Gummiknütel auf die unleugbaren Reize ihrer Impotenz aufmerksam zu machen. Sie tanzen auf ihren Faschingsunterhaltungen sämtliche Negertänze, aber sie dulden nicht, daß arische Weiber sich diese Tänze auf der Bühne ansehen und prügeln deshalb die Juden, die ins Theater gehen und wie immer an allem Schuld sind. Oder wollen sie auch die Juden vor Entartung durch Negerkünste bewahren? Es ist nur zu staunen, daß sich angesichts dieser Bemühungen, deutsches Wesen immer wieder lächerlich zu machen noch kein ehrlich nationalgesinnter Mann gefunden hat, der auf der Hauptstiege der Oper vor Beginn der Vorstellung Harakiri begeht, weil der Siegeszug der Neger nicht mehr aufzuhalten ist, da die wilden Völker heutzutage die einzigen sind, die noch Kultur haben.

Ein Neger auf der Bühne! Im deutschen Wien! Im ersten Kunstinstitut! Man denke! Und eine deutsche Frau folgt ihm ins Schlafgemach! Welche Unmöglichkeit! Welche Verdrehung der Tatsachen! Bis zu jenen Tagen, in denen Aschanti und Somali im Prater die Wiener Weiblichkeit in Rage gebracht haben, reicht das Erinnerungsvermögen dieser Leute nicht, da es, wenns möglich wäre, noch kürzer ist als ihr Verstand und wer sie daran erinnert, läuft Gefahr den schöpsernen, aber allgemein ge-

bräuchlichen Vorwurf gemacht zu erhalten, daß er sein eigenes Nest beschmutze, weil er die Insassen auf den Dreck, in dem sie sich wälzen, nachdem sie ihn hervorgebracht haben, aufmerksam macht. Aber man sollte unter solchen Umständen doch mit Recht erwarten können, daß endlich von diesen Hitlerkindern auch einmal eine Demonstration, gegen die Aufführung des „Othello“ im Burgtheater arrangiert wird. Sollten sie, die nur die Werke völkischen Schrifttums von Fraungruber bis Kernstock in ihren Büchereien stehen haben, am Ende gar nicht wissen, daß sich auch hier eine weiße Frau mit einem schwarzen Manne einläßt? Ist Shakespeare nicht schon aus diesem Grunde dringend verdächtig, ein Jude gewesen zu sein? Spricht nicht auch die Theorie, die behauptet, daß seine Werke von Bacon stammen, dafür, da dieser aller Wahrscheinlichkeit recte Bakolm (!) geheißten haben dürfte? Warum wird nur Krenek verfolgt? Warum soll nicht auch vor dem Burgtheater abends manchmal das Deutschlandlied gesungen werden, dieses arme Lied, das zu diesem Anlaß wie die Faust aufs Auge paßt? Nur keine Inkonsequenz! Aber, ach, die deutschen Frauen, denen da vorgesungen wird, daß sie in der Welt „ihren alten, schönen Klang bewahren“ sollen, wollen nichts von der deutschen Treue und dem deutschen Sang auf der Straße wissen, rennen in die Kunstinstitute und Kulturstätten und zeigen durch diesen zahlreichen Besuch nicht nur an, daß die Oper „Jonny spielt auf“ wahrscheinlich ein Dreck ist, sondern auch daß sie hoffen, bei Negern eher zu „Recht und Freiheit“ zu kommen, die nach dem Deutschlandliede bekanntlich „des Glückes Unterpfand“ sind, als bei den Armitschkerln auf der Straße, die den Sexualgeschmack durch Geschmacklosigkeiten in jene arisch geordneten Bahnen lenken wollen, in denen Recht und Freiheit lediglich

ein Thema des Gesanges sind, aber nie eines des sozialen Lebens sein dürfen.



HILFE ÜBERFLÜSSIG

(Die haben sich's gerichtet!)

Die englische Schriftstellerin Annie Rogers ist von einem zweijährigen Aufenthalt auf einer Insel des südlichen Atlantik zurückgekehrt. Sie lebte dort die ganze Zeit völlig abgeschlossen von jeder Verbindung mit der zivilisierten Welt, um genau die Menschen zu studieren, die sich dort als freiwillige Robinsons niedergelassen haben. Von den drei Inseln im südlichen Atlantik heißt die größte Tristano d'Acunha, die sich in einem vulkanischen Berg bis zu 2500 Meter erhebt. Aber interessanter als alle Nachrichten über die Vulkane, die Fauna und Flora der Inseln sind die Schilderungen, die Annie Rogers von den dort lebenden Menschen und deren Sitten mitbringt.

135 Menschen, Männer, Frauen und Kinder, haben sich auf dieser Insel niedergelassen, um fern und völlig unabhängig von allen Sorgen und Qualen moderner Zivilisation leben zu können, in Freiheit, Sicherheit und Frieden. Sie erfüllten sich den Wunsch, den viele andere nur in Salons aussprechen: auf einer Südseeinsel irgendwo frei und unabhängig leben zu können. Die 135 Menschen sind in fünfzig Familien eingeteilt. Jede Familie ist unabhängig, ihr ältestes Mitglied ist das Haupt der Familie. Eine Regierung gibt es nicht. Gesetze gibt es nicht! Es werden auch keine geplant. Denn sie wären überflüssig, da Begriff, Wert und Umlauf des Geldes auf

der Insel unbekannt sind. Folglich fehlt auch jeder Anlaß zu all den Konflikten, die aus dem Geldkomplex entstehen. Selbst die Missionäre, die in langen Jahresintervallen ab und zu mal die Insel aufgesucht haben, fanden an der Moralität der Bevölkerung nichts auszusetzen.

Aber keineswegs sind Eigentum und Besitz abgeschafft. Jede Familie hat ihren eigenen Grundbesitz. Und eine kann und darf reicher sein als die andere, das heißt, sie kann mehr Land als eine andere Familie besitzen, unter der einzigen Voraussetzung, daß die betreffende Familie über mehr eigene Arbeitskräfte verfügt als die andere, selbstverständlich keine Lohnarbeiter, sondern Familienmitglieder. Eine darf auch mehr Vieh als die andere haben, unter der Voraussetzung, daß ihr Landbesitz für größere Viehnahrung ausreicht. Wenn manchmal, bei furchtbaren Stürmen, die Ernährung schwierig wird, wird das Essen für alle rationiert, Vorräte werden aufgespeichert, die bis zum Ende der Not zu reichen haben oder bis zufällig ein Dampfer vorbeikommt, und den Bewohnern einen Teil der Vorräte im Tausche mit Landesprodukten überläßt.

Aber es vergehen auch drei Jahre und mehr, ehe überhaupt ein Dampfer in der Nähe der Insel auftaucht. Denn sie liegt fern von allen Hauptlinien des Schiffsverkehrs. Nur ganz besondere Umstände veranlassen ein Schiff, im Hafen von Tristano vor Anker zu gehen. Von der großen Welt erfahren diese modernen Robinsons — alles frühere Europäer — also viele Jahre nichts. Aber man dürfte nicht glauben, daß sie nach irgendwelchen Nachrichten aus der Welt begierig wären. Sie wollen gar nichts von ihr wissen. Der Reiz der Freiheit und völligen Unabhängigkeit ist für sie so groß, daß sie sogar ein Angebot der Regierung von Südafrika, die ihnen

besseres Land in ihren Dominions geben wollte, abgelehnt haben, weil sie dann unter der Herrschaft dieser Regierung hätten stehen und wieder in Geld hätten denken müssen. Denn vom Geld der Welt haben sie sich nur als reine und für sie lächerliche Kuriosität einige Münzen aufbewahrt, die kaum zehn Schilling an Wert darstellen. Sie zeigen ihren Kindern die Geldmünzen als den verächtlichen Preis jeglicher Freiheit und jeglicher Menschenwürde...
(Zeitungsnachricht.)



POSTKARTE GENÜGT Cosmopolitische Union

Erste Aufgabe: Internationale Zusammenfassung aller Menschen, die keine Staatsangehörigkeit zu besitzen wünschen.

Zweite Aufgabe: Interessenvertretung der Staatenlosen.

Erste Forderung: Der Zwang zur Staatsangehörigkeit soll abgeschafft werden. Mit 17 Jahren soll jeder Mensch frei darüber entscheiden dürfen, ob er dem Staat angehören und die Konsequenzen (Parteikämpfe, Völkerhetze, nationale Ambitionen; Militärdienst, Krieg, Heldentod; Internierung, Vermögenssequestrierung, Verantwortung für die Fehler und Verbrechen der Regierung) auf sich nehmen will, oder ob er es vorzieht, sich am Staate zu desinteressieren und Cosmopolit zu werden. (Vergleiche das Recht zum Kirchenaustritt).

Politisches Dissidententum schließt Liebe zum Heimatboden nicht aus.

Zweite Forderung: Cosmopolitischer Paß und internationaler Rechtsschutz. (Eventuell durch den Völkerbund.)

Ausbau-Möglichkeiten: Gründung einer cosmopolitischen Bank und Fürsorgetentrale. (Sympathisieren mit den Bewegungen für Neutralisierung der verhetzten Völker, Totalabrüstung, Erleichterung des internationalen Verkehrs, Esperanto, Vereinheitlichung der Währung und Maße etcetera.)

Folgeerscheinung: Automatisch mit dem Anwachsen der Zahl der Staatenlosen wird die willkürliche Selbstherrlichkeit und Allmacht des Staates abbröckeln.

Der Staat wird sich schließlich aus Mangel an Patrioten auf seine natürliche Bestimmung beschränken müssen: nichts zu sein als eine subalterne administrative Institution.

Leitsatz: Nicht Kampf gegen den Staat, sondern Emanzipation vom Staat.

Mitgliedschaft: Jeder Mensch, einerlei, welchen Anschauungen er huldigt, kann sich der C.U. anschließen. Die Mitgliedschaft ist kostenlos. Es genügt die Einsendung einer Postkarte an das „Provisorische Sekretariat der C. U. (W. Ackermann), Ascona bei Locarno, Schweiz“ mit deutlich geschriebenen Personalangaben (Name, Vorname, Beruf, Geburtsdaten, jetzige Staatsangehörigkeit, genaue Adresse) und dem Zusatz: „Ich erkläre meinen Beitritt zur C.U. (Unterschrift). Gegen doppeltes Briefporto wird eine Mitgliedskarte abgegeben. Alle, denen aus irgend einem Grund die Staatslosigkeit wünschenswert erscheint, werden hiermit zum Anschluß an die C.U. und zur Verbreitung dieses Textes aufgefordert.

Werner Ackermann.

(Aus der „Weltbühne“, Berlin.)

**Das Porto für eine Postkarte in die Schweiz beträgt
24 Groschen!**



DAS NEBELHORN

ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stasny, Graz, Volksgartenstraße 12.